

Impulsvorträge I

Jörg Hackmann

Zunächst werden Jens Christian Holst, freiberuflicher Bauforscher und Denkmalpfleger und seit Jahrzehnten zwischen Lübeck und Stralsund aktiv, sowie Dr. Dirk Rieger, Leiter des Fachbereichs Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck, sprechen. Ihre Beiträge hängen eng miteinander zusammen.

Jens Christian Holst

(s. dazu die Präsentation 1)

Zusammen mit der weltbekannten Marienkirche und dem fast ebenso berühmten Rathaus wird der Koberg mit dem Komplex des Heiligen Geist-Hospitals in der Begründung für Lübecks Welterbenominierung 1987 ausdrücklich hervorgehoben. Unter den gar nicht so seltenen mittelalterlichen Spitälern Europas wird ihm offenbar ein exemplarischer Charakter beigemessen. Nicht umsonst entschied man sich schon um 1985, für das Medizinhistorische Museum der DDR ein großes Modell des Lübecker Spitals bauen zu lassen und die Pläne dafür von jenseits des Eisernen Vorhangs zu erbitten, obwohl man doch in Wismar ein Heiligen-Geist-Spital direkt vor Augen hatte.

Was zeichnet die Lübecker-Anlage als so besonders aus? Natürlich die große ungewöhnlich vollständige Erhaltung der mittelalterlichen Gebäude in ihrer klösterlichen Komplexität. Trotz einiger bitterer Verluste, nicht zuletzt in den 70er Jahren und einer auch heute anhaltenden Bedrohung der Substanz in Teilen. Natürlich die selten gewordene Tatsache, dass auf dem Gelände des mittelalterlichen Spitals noch heute, nach rund 750 Jahren, weiterhin bedürftige Menschen zu Hause sind. Dieses Narrativ ist für die touristische Anziehungskraft ebenso wie für die Unterstützung durch Lübecks Bürgerschaft kaum zu überschätzen. Auch wenn richtigerweise die Besucher die Bewohner kaum mehr zu Gesicht bekommen.

Ist das alles? Ich meine nein. Am Heiligen-Geist-Spital in seiner Stellung zum zweiten Hauptplatz der Stadt, in den ablesbaren Etappen seiner Erbauung und in den historischen Nachrichten zu seiner Gründung tritt mittelalterliches religiöses und politisches Denken beispielhaft vor Augen. Dank des Ewigkeitscharakters der Stiftung ragt es in unsere Gegenwart.

Wer hier eigentlich stehen müsste, ist Bernhard Kruse. Er hat die in den 1970er-Jahren auf Initiative von Günther Fehring vorgenommene Dokumentation im Rahmen seiner Dissertation auswerten können, das ist sein Hauptwerk für Lübeck geworden. Bernhard Kruse ist heute nicht mehr da. Dass ich das heute mache, ist aber nicht nur meiner langjährigen Freundschaft zu Bernhard geschuldet, sondern auch der Tatsache, dass ich derjenige war, der diese Modellanfrage damals zu beantworten hatte.

Caritas an Bedürftigen wurde allen Menschen zuvorderst aber den Mächtigen und Begüterten von den Instanzen des Christentums abgefordert. Gute Werke verliehen aber auch Renommee in der christlichen Gesellschaft. Es ging um das Seelenheil, um Moral, aber auch um Geld. Die Aufsicht über diese Wertschöpfung suchte der Klerus nicht aus der Hand zu verlieren. So führte es zu Streit, als der Lübecker Rat um 1227 mit der eben gewonnenen Reichsfreiheit nicht nur die Befestigung und den Stadtgrund okkupierte, stadtherrliche Einnahmen und Rechte usurpierte, sondern auch ein Spital mit kirchlicher Ausstattung gründete, was bis dahin Herrenrecht und Herrenpflicht gewesen war. Dieses Haus am Klingenberg lag zwar noch im vordersten Winkel des Domkirchspiels, damit unter der Pfarraufsicht des Domes (Folie 2). Als der Rat aber einen Priester dazu forderte, schritt der Bischof ein mit der bezeichnenden Begründung, es würden nicht wirklich Bedürftige, sondern nur Verwandte und Bekannte versorgt. Haus und Insassen wurden daraufhin der Johanniterregel unterworfen, also faktisch in ein Kloster verwandelt. Unzufrieden mit diesem Ausgang, begann der Rat wenig später einen neuen Bau, „longi ab ipsa domum“, also weit von jenem Haus, ich meine am Koberg, nun einer großen Kirche, anscheinend zu einem weiteren Hospital.

Von der Schlichtung des darüber entstandenen Streits berichtet ein Protokoll des Domkapitels um 1234. Nicht mehr eingreifen konnte der Bischof, da dieses Spital durch den deutschen Orden betrieben wurde, welches der Legende nach aus einem 1190 vor den Toren Akkons unter den Segeln einer Kogge von Lübecker und Bremer Kaufleuten betriebenen Hospital hervorging, das wenig später mit dem Haus der Deutschen in Jerusalem vereint wurde. Der Hochmeister des Ordens hatte sich 1226 beim Kaiser Friedrich für die Reichsfreiheit eingesetzt, sollte doch die Seeversorgung aus dem Lübecker Hafen die Nabelschnur des im selben Jahr organisierten Preußenzuges der Ordensritter werden. Die Gründung erfolgte in eine gut ein Jahrzehnt zuvor noch unter dem dänischen König abgesteckte Neustadt hinein, deren Gründung vermutlich das seit um 1200 hier jährlich zusammenströmende Heerlager der Kreuzfahrer unter Kontrolle bringen sollte. Bis über 1.000 Ritter und Knappen erwarteten jährlich im Frühjahr die Verschiffung ins Baltikum, was sicher kein geringer Verdienst für Lübecker Schiffer war. In den Straßen der Bürgerstadt waren sie aber doch kaum gerne gesehen. Noch 1230 mahnt der Kaiser den Lübecker Rat, Frauen und Mädchen bei Turnieren vor den Gewalttaten von Rittern zu schützen. Kaum schon vergessen waren Überfall und Plünderung des christlichen Konstantinopel durch ein Kreuzheer 1204, Mord und Totschlag kamen unter so vielen Bewaffneten immer vor. Wie etwa in Visby werden die Anfänge auch der Lübecker Jakobi-Kirche mit ihrem kleinen runden Friedhof in der Seelsorge dieser Kreuzfahrer zu suchen sein. Schon um 1226 war sie die Pfarrkirche der Neustadt.

Die Schwellen eines sehr langen, großen Holzhauses mit einseitigem Gang auf der Westseite, nur wenige Meter östlich des späteren Refektoriums im heutigen Hospital, wurden um oder nach 1232 gefällt (Folie 3). Günther Fehring hat noch ein besonders großes Bürgerhaus daraus rekonstruieren wollen, obwohl nicht einmal die Gröpelgrube als Straße zu dieser Zeit schon sicher nachgewiesen ist. Für wahrscheinlicher halte ich daher einen Bau eben jenes Deutsch-Ordens-Spitals, vielleicht bereits den Vorgänger des Remters, der hier sich über uns befindet.

Jedenfalls bildete ein Ordensspital den Anfang der Hospital-Tradition am Koberg, also ein Militärlazarett, das neben der ursprünglichen Kernaufgabe der Pflege verwundeter Kreuzfahrer seine Tore anderen Bedürftigen kaum verschlossen haben wird.

Wolfgang Erdmann hat in der frontalen Gegenüberstellung der ostseitigen Spitalskirche zur Vogtei, dem um 1217 errichteten Sitz der Herrschaft auf der Westseite des Platzes gar eine Imago Mundi, also ein Weltbild mit Jerusalem im Osten und Rom im Westen, erkennen wollen (Folie 4). 1236 konnte der Deutsche Orden das Vermögen des in Livland aufgeriebenen älteren Schwertbrüderordens übernehmen, darunter mutmaßlich dessen günstigeres Gelände nordwestlich des Kobergs hinunter zur Alten Fähre, die als Schiffswende diente. Wir hören von diesem Ordensspital später nicht mehr. Ein großes, gegen 1280 erbautes Steinhaus des Ordens bestand aber an der kleinen Burgstraße noch bis 1820. Die Vogtei gegenüber des Spitals war bereits um 1280 bürgerliches Wohnhaus und verschwand im mittleren 15. Jahrhundert ganz hinter vorgerückten Giebeln.

Was blieb als im kollektiven Bewusstsein erinnerte Struktur, ist die Polarität des Kobergs mit seiner weltlich geschäftigen Westseite und ja noch immer spirituell sozial geprägten Ostseite. Jedenfalls stand noch in den 1260er Jahren, als die Platzränder und Straßenecken um den Koberg sonst schon mit ersten bürgerlichen Steinhäusern bebaut wurden, das große, zur Wakenitz abfallende Gelände an der Ostseite für ein neues, also schon das dritte Spitalsprojekt zur Verfügung. Ein Erwerb des Geländes ist nirgends erwähnt. Es bildete einen ganzen Block im ursprünglichen Plan der Neustadt (Folie 5). Das Pendant zur Engelsgrube im Osten wurde dann aber nicht mehr ausgeführt. Ob der Boden noch um 1260 ebenso städtisch war, wie die Flächen unterhalb des Langen Lohbergs, wo wir bis in die 90er-Jahre den Rat noch bei der Erstaufsiedlung beobachten können, oder ob der Rat es bereits um 1234 dem Deutschen Orden zu Eigentum aufgelassen hatte, können wir nicht mehr klären. Die Kirche wurde genau in die Mitte der Platzfront gesetzt. Grabungs- und Baubefunde mit Dendrodaten machen es sicher, dass der backsteinerne, noch heute stehende Baukomplex beim Stadtbrand 1276 schon weit gediehen, also wohl in den 1260er Jahren begonnen wurde und in den Jahren ab 1286 größtenteils unter Dach war.

Karl-Bernhard Kruse hat den Zusammenhang der 1263 durch Bischof Johann erlassenen Spitalsordnung mit der Konstruktion dieses Neubaus herausgestellt. Die Insassen hatten Enthaltbarkeit, Verzicht auf Eigentum, das Tragen eines Habits und Gehorsam zu geloben. Detailliert wurden ihre Pflichten geregelt, differenziert nach Bedarf und Bedürftigkeit. Arme konnten gegen Gotteslohn aufgenommen werden, Vermögende sich einkaufen. Fürsorge für Bedürftige wurde allen eingeschärft. Sie galt wohl vor allem jenen Armen, Kranken und Fremden, die das Spital in ihrer Not aufsuchten. Aber auch Witwen und Waisen in der Stadt sollten besucht werden. Nicht zuletzt hatten die Brüder und Schwestern für das Seelenheil ihrer Stifter und Wohltäter zu beten. Bemerkenswert ist das Recht der Brüder, den Meister zu wählen, wie Mönche ihren Abt. Gehorsam schuldeten diese nur den Bischof. Zwei Domherren, die

Plebane der beiden vermögendsten Kirchspiele und zwei Ratsherren vertraten als Vorsteher gemeinsam das Spital nach außen und hatten Mitsprache bei Aufnahme und Meisterwahl.

Diese Ordnung unterwarf die Brüder und Schwestern monastischen Regeln, auch wenn die Johanniter nicht mehr genannt werden. Sie machte sie zu Konventualen eines Doppelklosters. Dadurch wurde es liturgisch sinnvoll, die Siechenhalle in die Position des Chores der neuen Kirche zu rücken, mit Altären und eigener Kanzel. Wir nehmen eine hölzerne Längswand zwischen dem Frauengang im Norden und dem Männergang im Süden an. Ein voll ausgebildeter, gemauerter Lettner zu beiden Gängen trennt diese noch heute vom Laienraum, einer der wenigen in Europa überhaupt erhaltenen mittelalterlichen Lettner. Die dreischiffige Halle, ohne eine Pfarrgemeinde, aber der städtischen Öffentlichkeit mit drei Portalen zugewandt, wie später die Predigtkirche der Franziskaner, blieb allein Memorialraum der Stifter. Einwölbung der Seitenschiffe, aber eine hohe Holztonne über dem durchlaufenden Mitteldach, dabei karge Gestaltungen der Seitenportale und prächtige des Mittelportals, diese Widersprüche erinnern an Thesen zur Ikonologie der Seitenschiffe für Laien und der Mittelschiffe für Kirchherren. Ein solcher Plan war nach meiner Kenntnis nirgends zuvor einem Hospital zugrunde gelegt worden. In der Folge aber finden wir an der Ostsee Beispiele der gleichen Konzeption. Ich erinnere nur an Stralsund, wo das heutige Heilgeistkloster zwar barockzeitlich erneuert ist, aber auf den Grundmauern des frühen 14. Jahrhunderts. Fernwirkungen reichen sogar bis in evangelische Zeit etwa am Dorfspital der Gräfin Schwerin im pommerschen Sarnow (Folie 6).

Es sind die monumentalen Memorialbilder von etwa 1315 bis 1320 an der fensterlosen Nordwand der Lübecker Kirche, die uns die Urheber hinter dieser Konzeption zumindest ahnen lassen (Folie 7-9). Im linken Wandfeld zweigeschossig oben beherrschend die Übergabe des Lilienzepters der Barmherzigkeit durch Christus an seine Mutter Maria als Himmelskönigin, in typologischer Überhöhung der Sockelszene, die König Salomon bei Übergabe von Lilienzepter und Weltkugel an zwei gekrönte Frauen darstellt, die linke wohl seine Mutter Batseba. Die beiden Thronszene fasst ein monumentaler Stufenaufbau ein, durch Löwen und Engel als der salomonische Thron der sechs bis neun guten Werke gekennzeichnet – Hungernde zu speisen, Dürstende zu tränken, Nackte zu bekleiden, Fremde, Kranke, Arme aufzunehmen, Witwen und Waisen zu besuchen, Tote zu begraben. Diese Punkte machen auch das Programm aus, das dem Lübecker Hospital durch Bischof Johann aufgetragen war. Das theologisch komplexe Bild huldigte den Frauen als Regentinnen der Caritas, rühmte diese als Erfüllerinnen des Heilsplanes.

Das rechte Wandbild kreist um Christus allein, thronend in der Mandorla, Kreuzstab und heilige Schrift zur linken Hand, mit der rechten segnend, bezeugt durch die Zeichen der vier Evangelisten. Zwölf Kopfmedaillons umringen ihn zu Paaren, begleitet jeweils von Wappen. Alle Tondi tragen Umschriften. Elf der zwölf nennen prominente Lübecker Namen mit dem Zusatz "verstorben, betet für ihn". Vier der ermittelbaren Sterbedaten liegen zwischen 1286 und 1291, eines erst 1305. Drei werden als Stifter einer Vikarie genannt, mindestens zwei der Vikarien bestanden seit 1285. Ein vierter als Stifter einer Präbende, doch diese ist erst 1447

gestiftet worden, das Medaillon ist demnach später erneuert worden, vielleicht an einer Schadenstelle. Leider ist bei der Restaurierung dieser Malerei dieser Frage nicht nachgegangen worden. Unter den zehn verbleibenden Namen sind nur vier in der Ratslinie verzeichnet. Einer war Adliger, demnach wohl kein Bürger. Einer der beiden Obersten ist als erster Vorsteher ausgewiesen. Wir sehen eine zwar Illustre, aber keineswegs homogene Gruppe, deren ermittelbare Wohnsitze in den Stadtnorden tendieren, in die Nachbarschaft auch der beiden Bettelordensklöster. Beispielhaft sei Wilhelm Crane hervorgehoben, vormaliger Hamburger Ratsherr, durch Zuwendungen an Klöster und Stiftungen bekannt, der sich um 1265 in der oberen Königstraße ein Haus in der Formensprache des Spitals erbaute, das heutige Drägerhaus. Der zwölfte der dargestellten lebte vielleicht noch zum Zeitpunkt der Ausführung, sein Name wird nicht genannt. Stattdessen heißt es „erbarme Dich Gott meiner in Deiner großen Barmherzigkeit“.

Die Zwölfzahl mit einem schwarzen Schaf erinnert kaum zufällig an die zwölf Jünger Jesu mit dem Sünder Judas. Kein geringer Anspruch, dem um diese Zeit sonst höchstens Stifterbilder von Herrschenden an die Seite zu stellen sind. Der Rat ist in diesem Szenario nur unscheinbar präsent, in Gestalt beider städtischer Wappen, ganz oben in der Größe nicht von den Personenwappen zu unterscheiden. Die gelehrte Ikonographie beider Darstellungen bis zu Details wie Abrahams Hände an den Enden der Thronlehnen lässt nach einer Memorialfunktion fragen. Auch wenn er nun schon länger verstorben war, ist an den vermutlich bedeutendsten Einzelstifter des Spitals zu erinnern, Albert Suerbeer, gebürtiger Kölner, Domherr in Bremen, Primas von Irland, Verweser des Lübecker Bistums ab 1247 und seit 1254 erster Erzbischof des neuen Marienlandes in Riga. Dieser schrieb gegen Mitte der 1260er Jahre dem Lübecker Rat, er wolle aus Gründen der Caritas, „dem frommen Werk, das in Eurer Stadt errichtet werden soll“, die damals stolze Summe von zweihundert Mark zukommen lassen. Der Apotheose seiner karitativen Stiftung mag demnach das linke Wandbild zugeordnet gewesen sein, während das rechte die weltlichen Stifter memoriert. Beide Bilder waren vermutlich ab dem 17. Jahrhundert überputzt, wurden aber schon 1866 wieder freigelegt und haben seit ihr mehrere Überarbeitungen erlebt. Dem Ewigkeitscharakter der Stiftung gemäß wird die Erinnerung an Stifter und Zweck als bildliches Narrativ für immer wachgehalten, dessen Sprache allerdings heute einer Übersetzung bedarf.

Auf Grundlage dieser Stiftungen der 1260er bis 80er Jahre entstand ein neuer Gebäudekomplex bis auf die Decken und Dächer komplett aus Backstein. Es gibt darin kein älteres Material. Wahrscheinlich standen hier zuvor nur Holzgebäude. Die Komplexität der ohne Fugen gleichzeitig begonnenen Anlage aus sechs Baukörpern scheint mir aber nur verständlich, wenn darin ein bereits gelebtes Vorbild abgebildet wurde: Die Kirche mit der Siechenhalle, das Refektorium mit Wärmestube und Küche und der Wirtschaftsflügel, umschließen klosterartig einen Hof. Der Abhang wurde genutzt, um mit Kellern alles auf ein Niveau zu heben. Soweit diese Keller nicht für unter anderem die Brauerei des Hauses benötigt wurden, konnten sie vermietet werden. Das Spital ruht seit seiner Gründung auf einer soliden, ökonomischen Basis.

Karl-Bernhard Kruse hat in Schaubildern den Baufortschritt nach dem archäologischen Baubefund veranschaulicht (Folie 10-13). Ich greife hier den Zustand heraus, als die Baustelle vom Stadtbrand 1276 überrascht wurde, womit wir eine weitere sichere Datierung haben. Alle Gerüste waren verbrannt, Brandschutt und Mauerwechsel markieren die erreichte Mauerhöhe. Es fällt auf, dass hier nicht von Ost nach West gebaut wurde. Sakralbauten begann man in der Regel von Osten mit dem Sanctuarium, das den Hochaltar und gegebenenfalls schon die Reliquien bergen sollte. Hier aber war die Kirchenfassade am Koberg zuerst begonnen und am weitesten fortgeschritten. Man fühlt sich an die großen Prospekttafeln vor heutigen Baustellen erinnert. „Tue Gutes und rede darüber“, das galt vielleicht schon im 13. Jahrhundert. Nachdem ab 1286 die Kernbauten unter Dach waren und noch weiter gebaut wurde, verkaufte der Lübecker Rat 1289 das ja ihm gehörende alte Spitalgrundstück am Klingenberg. Auch wenn er am Koberg, anders als dort, nicht mehr Eigentümer war, sah er das neue Spital doch offenbar als städtisches Projekt an, insbesondere nachdem es ihm gelungen war, in der Zeit des bischöflichen Exils ab 1299 die Domherrenstellen im Vorstand eingehen zu lassen. Wohl analog der rasch wachsenden Bevölkerung Lübecks war schon eine Generation später die Lange Halle um die Hälfte verlängert. Am Koberg schloss sich die Lücke zwischen Kornhaus und Kirche. Weitere Wirtschaftsbauten addierte man die Gröpelgrube abwärts. Am Südhof entstand ein Haus für den Vogt des Landgebietes.

Nicht umsonst liegt das Spital im Stadtraum zwischen den Klöstern der beiden Bettelorden (Folie 14), deren öffentliche Lehre und Predigten geißelten das materielle Gewinnstreben und boten dem Erfolgreichen doch die Aussicht auf Straferlass durch gute Werke. In der spätmittelalterlichen Sakraltypografie Lübecks zeichnet sich deutlich eine Polarität ab. Zwischen dem Dom im Süden, Zentrum der weltlichem Reichtum durchaus nicht abgeneigten Amtskirche und jenen Predigern einer Soziallehre im Norden. Nachbarschaft verdichtete sich zu Milieus. Wie sehr sich die Bürger bewusst in diesem Spannungsfeld bewegten, machen die Wohnsitze von Stiftern zum Beispiel des Hospitals ebenso deutlich wie die Kartierung von Beginenhäusern und -Konventen, in denen sich Frauen einem karitativen Leben widmeten. Gerade die Kranken und Schwachen im Heiligen-Geist-Spital durften von der freiwilligen Pflegehilfe der Beginen, etwa des Kranenkonvents, profitiert haben. Wir sehen hier die Fassade aus derselben Zeit wie der Hospitalbau.

Durch eine lange Kette von Schenkungen wuchsen das Grundvermögen und damit die Einnahmen der Spitalstiftung rasch an. Auch in der steigenden Zahl der Altäre und Vikarien in der Langen Halle und im Kirchenraum manifestieren sich Zuwendungen zum Seelenheil von Schenkern wie Beschenkten. Einen von Zeitgenossen sicher als individuell erkannten Akzent setzte ein unbekannter Stifter noch in der Bauzeit, vermutlich einer der gegen 1290 von Visby nach Lübeck rücksegelnden Großkaufleute, mit dem gotländischen Portal auf der Südseite der Kirche (Folie 15). Seit Anlage des Friedhofes wurde dieses ursprünglich in den Blick aus der Königstraße postiert zur Aussegnungspforte des Spitals. Als 1350 die erste Pestwelle Lübeck überraschte, wurden die medizinischen Gefahren des Konzepts der Gemeinschaftsversorgung deutlich.

Zu den willkommenen Armen hatten auch Fremde gehört, vor allem Pilger, deren Zahlen in dieser Zeit rasch wuchsen. Mit ihnen kamen Infektionen ins Haus, die unter den ohnehin geschwächten Menschen wüteten. Das vor der Südwand der Langen Halle dokumentierte Massengrab zeugt von diesem Schrecken (Folie 16). Gegen 1360 hatte man die Konsequenz gezogen und am unteren Ende des Spitalsgeländes eine Pilgerherberge errichtet. Sie wurde der Heiligen Gertrud geweiht, wie schon 1350 der eilig angelegte Pestfriedhof vor dem Burgtor. In den kommenden Jahrzehnten kamen Kapelle und ein Logis für Pilger höheren Standes hinzu. Wolfgang Erdmann hat dazu die Quellen ermittelt. Gegen Ende des Mittelalters sehen wir das Spital als einen klosterartigen Baukomplex mit umfangreicher Ökonomie, die mit Abstand größte bauliche Anlage in den Mauern der Stadt. Ich habe in den 80er Jahren diese Komplexität in einem Modell abzubilden versucht. Das war für das Medizingeschichtliche Museum in Wismar gedacht, steht als Kopie heute aber in der Kirchenhalle (Folie 17).

Man hatte es nicht eilig mit dem Heiligen-Geist-Hospital nach der Reformation. Die geschmähte Lehre der guten Werke hatte ja ihre Nützlichkeit noch lange nicht eingebüßt. Erst 1601 und 1602 werden mit neuer Hausordnung und dem Rezess zur Administration als katholisch empfundene Regeln abgelegt und eine Mitkontrolle der Bürgerschaft eingeführt. Das Vermögen der Stiftung machte begehrt. Bereits im Mittelalter waren weitere Seelstiftungen vor allem Armenhäuser geringer Größe neben das dominierende Spital getreten. In der Barockzeit galt die Fürsorge privater Stifter vor allem Witwen. Schließlich erhält Lübeck auch ein städtisches Waisenhaus. Die neuere Zeit ließ vor allem durch den Bau von städtischen Krankenhäusern, Altenheimen und schließlich Pflegeheimen aus der universalen Rolle des Heiligen Geist-Hospitals eine Option unter vielen werden.

Das ändert aber nichts am Ewigkeitscharakter der größten Lübecker Stiftung des 13. Jahrhunderts, vermutlich einer der ältesten bürgerlichen Sozialstiftungen Europas (Folie 18). Verstaatlichung durch die Nazis, Enteignung in der DDR hat sie überstanden. Seit 1977 sichert eine Satzung die Kontinuität, sie schreibt vor „Errichtung eines Altenheims“, „Förderung der Betreuung alter bedürftiger Menschen in Lübeck“ und „Förderung der Denkmalpflege und ... von Kulturwerten ... im Vermögen der Stiftung“. Obwohl nur die beiden ersten Ziele sich aus dem ursprünglichen Stiftungszweck ergeben, hat das Innenministerium als Stiftungsaufsicht dieser Erweiterung des Katalogs zugestimmt, wohl um möglichen Konflikten dieser Ziele vorzubeugen. Das geschah gegen Ende einer tiefgreifenden Modernisierung, der in unverzeihlicher Weise Denkmalsubstanz geopfert wurde. Das darf sich nicht wiederholen.